

# Improvisieren im Kriegsgebiet

COPYRIGHT BY  
Kieler Nachrichten

Kieler Krankenschwester hat sechs Monate im Kongo gearbeitet und ist geschockt über die Eskalation der Gewalt

**Kiel.** Eigentlich arbeitet Kathinka Degen auf der Intensivstation im Städtischen Krankenhaus Kiel. Die vergangenen sechs Monate hat die Krankenschwester jedoch in der Demokratischen Republik Kongo verbracht. In der Provinz Süd-Kiwu im Osten des Landes hat sie in einem Krankenhaus der Hilfsorganisation Cap Anamur mitgeholfen. Seit dem Völkermord im Nachbarland Ruanda 1994 kommt es im Kongo immer wieder zu blutigen Konflikten zwischen Hutu und Tutsi, Rebellen und Regierung. Diese Woche ist die Gewalt wieder eskaliert.

Von Lara Eckstein

„Von der Intensivstation hier in Kiel war ich ja so einiges gewöhnt“, erzählt die 31-jährige Krankenschwester. „Aber das ist nicht zu vergleichen mit dem Leid, das ich im Kongo gesehen habe.“ Der blutige Bürgerkrieg hat tiefe Spuren in dem Land in Zentralafrika hinterlassen: Millionen Menschen sind gestorben, hunderttausende wurden systematisch vergewaltigt. Viele Menschen leben in extremer Armut, die Malaria wütet und Kinder leiden an Unterernährung. „Ich bin Krankenschwester gewor-

Kamituga war es zu der Zeit gerade relativ ruhig.“ In Kamituga betreut Cap Anamur seit 2008 ein Krankenhaus. Zusammen mit einer Hebamme und einem Techniker aus Deutschland sollte Degen die 150 kongolesischen Ärzte und Krankenschwestern dort bei der Arbeit unterstützen. „Ich hatte natürlich eine vage Vorstellung von dem, was mich erwartet“, erzählt sie. Vor Ort ist ihr aber zunächst alles fremd: Das Klima ist tropisch, alle paar Tage verwandeln heftige Regenfälle die Sandstraßen in Rutschpisten. Gegessen wird vor allem Maniok, „verarbeitet

zu so leicht muffig schmeckenden Bällchen“, berichtet Degen. Die Klinik ist ein großes, modernes Backsteingebäude mit einem Aufnahmerraum und verschiedenen Stationen für Kinder, Schwangere, Schwerverletzte. Die Einrichtung aber ist auf das Nötigste beschränkt: Beatmungsgeräte oder Monitore gibt es nicht. Fließend warmes Wasser ist selten, der Strom fällt oft aus. „Man muss improvisieren und das Beste aus dem machen, was man hat“, sagt Degen. Das größte Problem

für die Kielerin ist die Kommunikation: Die kongolesischen Ärzte und Pfleger sprechen alle Französisch, die Patienten aber meist nur Kisuaheli. „Trotzdem habe ich es nicht einen Tag bereut“, sagt Degen.

Die Kongolesen begegnen ihr offen und freundlich, viele fragen nach ihrem Mann und ihren Kindern. „Dass ich mit 31 noch ledig und kinderlos bin, konnten sie sich nicht vorstellen.“ Denn in einem armen Land wie dem Kongo ist die Familie extrem wichtig. „Jeder Patient bringt einen Angehörigen



Eine Mutter wacht bei ihrem kranken Kind. Der Familienzusammenhalt ist sehr stark: Niemals würden Kongolesen ein Familienmitglied im Krankenhaus alleine lassen. Foto Cap Anamur



An ihre Heimatstadt Kiel muss Kathinka Degen sich erst wieder gewöhnen. Foto Eckstein

den, um Menschen zu helfen“, sagt Kathinka Degen. „Deshalb stand für mich von vornherein fest: Ich will auch in Afrika arbeiten.“

Dass es ausgerechnet der Kongo sein sollte, machte ihre Eltern zunächst fassungslos. Denn obwohl der Bürgerkrieg seit 2009 offiziell vorbei ist, flammen die Konflikte zwischen Regierung und Rebellen immer wieder auf. „Meine Eltern und auch meine Freunde haben dann aber verstanden, wie wichtig das für mich ist“, sagt Degen. „Und in der Stadt

gen mit ins Krankenhaus“, erklärt Degen. Der kocht das Essen, übernimmt die Pflege und weicht dem Kranken nicht von der Seite. „Kongolesen würden ein Familienmitglied nie im Stich lassen.“ Die kongolesischen Ärzte begegnen den Herausforderungen des Alltags mit einer Ruhe, wie Degen sie in deutschen Krankenhäusern noch nie erlebt hat. „Wenn man etwas organisieren muss, ist das manchmal schwierig“, sagt sie lachend. „Ich habe aber auch gelernt, dass die Welt nicht untergeht, wenn man mal etwas auf den nächsten Tag verschiebt.“

An das Leben in Kiel muss die Krankenschwester sich jetzt erst wieder gewöhnen. „Die Masse an Angeboten im Supermarkt hat mich anfangs total erschlagen“, berichtet sie. „Und ich will immer alles vor Einbruch der Dunkelheit erledigen – falls der Strom ausfällt, hat man ja sonst kein Licht.“ In einem Jahr, vielleicht auch erst später, will Kathinka Degen wieder los, nochmal in einem krisengeschüttelten Land arbeiten. Fürs Erste ist sie aber froh, wieder hier zu sein: „Ich weiß jetzt zu schätzen, wie gut wir es hier haben – vor allem, was die medizini-

sche Versorgung angeht.“ Erst vergangenen Dienstag haben bewaffnete Rebellen die Provinzhauptstadt Goma eingenommen – dem Land droht ein neuer Bürgerkrieg. „Das berührt mich sehr“, sagt Degen. Der Betrieb im Krankenhaus von Kamituga läuft bislang weiter. Der Kontakt in die kongolesische Provinz ist jedoch schwierig. „Ich höre die Schreckensnachrichten und mache mir große Sorgen“, sagt Degen, „aber wie dramatisch die Lage vor Ort wirklich ist und wie es meinen ehemaligen Kollegen und Patienten geht, das weiß ich nicht.“